

die 6 Spalten: 20 Pf.
Reclamen unter dem Redaktionsbrett (4 Spalten) 50 Pf., vor dem Redaktionsbrett (6 Spalten) 60 Pf.

Extra-Beilagen (gratis), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postförderung A 60., mit Postförderung A 70.

Annahmefluß für Anzeigen:

Morgen-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Abend-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.

Druck und Verlag von G. F. v. S. in Leipzig.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Bezugs-Preis

In der Hauptexpedition oder den im Abonnement...
03.75
100.75
101.50
102.25
103.00
103.75
104.50
105.25

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 7 1/2 Uhr, die Abend-Ausgabe Montags um 6 Uhr.

Redaction und Expedition:

Johannsgasse 8.
Die Expedition ist Montags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:

Das Hermann's Garten. (Kilber Gärten),
Unterstadtstraße 3 (Königsplatz),
Friedrichstraße 14, post. und Königsplatz 7.

Politische Tageschau.

Leipzig, 18. Juni.

Die gestern Abend vom „Reichsanzeiger“ gemeldete Ernennung des Contre-Amirals Tirpitz zum Staatssekretär des Reichsmarineamts ist, wie „Voss“ und „Köln. Ztg.“ erfahren, vom 15. d. Wts. datirt. Wenn also der „Reichsanzeiger“ außer der Erwähnung des Herrn Tirpitz noch keine andere wichtige Personalveränderung meldet, so kann daraus nicht geschlossen werden, daß eine solche auch nicht erfolgt sei. Nach einem Berliner Telegramm vom „Damburger Nachrichten“ hatte Dr. v. Mikael gestern wieder eine längere Besprechung mit dem Reichskanzler und empfing dann den Chef des Kabinetts v. Lucanus. Abgeordnete sind hiernach die Beratungen, zu denen Herr v. Mikael von Wiedebach nach Berlin berufen wurde, anscheinend noch nicht; ihr Resultat kann heute oder morgen vom „Reichsanzeiger“ gemeldet werden. Geschlecht dies aber nicht, so wird man geneigt sein, auf eine weitere Fortsetzung der Beratungen schließen zu können, abwarten müssen, wie die Reichspositionen des Kaisers sich gestalten. Gestern ist er nach Westdeutschland abgereist; auf diesen Ausflug soll nach einem kurzen Aufenthalt des Kaisers in Kiel und bei Helgoland die vorläufige Nordlandreise und dann der Besuch beim Kaiser folgen. Die Nachrichten über die Einzelheiten dieses Planes widersprechen einander, vor allen Dingen ist nicht klar, ob der Monarch vor der Rückkehr aus Nordland, also vor Wittenberg, noch einmal Berlin berühren wird. Geschlecht dies nicht und daß nicht schon in den nächsten Tagen der „Reichsanzeiger“ Meldungen über weitere Personalveränderungen gebracht, so wird man schon vor jener Rückkehr annehmen müssen, daß der Berliner Aufenthalt des preussischen Finanzministers resultirtes geliebten sei — die Ernennung des Contre-Amirals Tirpitz war noch längst beschlossene Sache. Die schon telegraphisch gemeldete Bestätigung des „Domb. Corr.“, die Besprechungen des Kaisers mit dem Reichskanzler und dem preussischen Finanzminister hätten Besprechungen und Bestimmungen für einen Personalwechsel in einigen hohen Reichs- und Staatsämtern gehalten, der erst im Herbst erfolgen solle, ist, wenigstens soweit die Besprechungen der Herren von Mikael und von Bötticher in Betracht kommen, nicht glaubwürdig; wenn einmal Rücksichtnahme des kaiserlichen Hofes bis zum Herbst vertagt werden würde, so würde das schon begründet sein. Was auf Weiteres auch man annehmen, daß die unermittelte und von ihm selbst gemachte Beobachtung des Herrn v. Bötticher, der, wie wiederholt bemerkt, gestern vom Kaiser empfangen wurde, sowie die Bestimmungen über den künftigen Wirkungsbereich des Herrn von Mikael vor der Abreise des Reichsberathers erfolgen sollten. Völlig ist es auch getrieben und man weiß es nur noch nicht, weil der „Reichsanzeiger“ gerade mit den wichtigsten Meldungen den Ereignissen nachhinkt; mindestens ebenso wahrscheinlich ist es, daß die gestern erwähnten Schwierigkeiten nicht überwindlich sind. Derselben Mangel in der politischen Selbstachtung der preussischen Finanzminister. In dieser Überzeugung darf man sich nicht irre machen lassen durch allerhand formale, den Rang betreffende Bedenken, die verschiedene Blätter gegen die Uebernahme der Vizepräsidenten des Reichsmarineamts und der Erörterung der Reichsangelegenheiten durch Herrn von Mikael äußern. Der „Vossischen Zeitung“ macht sogar die Gehaltsverleihungsfrage Kopfschmerzen. Die ernsthaftere „Nationalzeitung“

nicht sich dem Anschein, nicht darüber hinwegkommen zu können, daß Herr v. Mikael, wenn er als Finanzminister und gleichberechtigter Colleague des künftigen Oberlöwen ohne Veränderung des bestehenden Stellvertretungsorgans „Reichsanzeiger“, sowie Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums würde, staatsrechtlich herunter statt hinaufsteige“. Das sind „juristische Spinnweben“, über die ein Mikael nicht stolpert. In den höchsten Staatsämtern ist es immer und überall auf die Männer angekommen und nicht auf die „staatsrechtliche“ Umschreibung ihres Wirkungsbereichs. Die bisnächstige Zeit, so gern der Herr sich in staatsrechtlichen Deductionen ergiebt und sein Zeitungsorgan sich noch ergötzen läßt, hat davon am allerwenigsten eine Ausnahme gemacht. Bundesrechtliche und bayerische politische Gesichtspunkte, die heute wieder in den „Damburger Nachr.“ geltend gemacht werden, spielen bei den Personalfragen, die jedoch zur Entscheidung kommen sollten und vielleicht gekommen sind oder vor der Reichs des Kaisers nach Nordland kommen sollen, keine Rolle. Die mittelstaatlichen Regierungen würden sehr froh sein, wenn in die Berliner Regierungsvorbereitungen durch einen energischen Mann Ordnung gebracht würde. Es kann sich auch gar nicht um Formalitäten handeln oder gehandelt haben. Die Besprechungen mit Herrn v. Mikael sind, daß wohl man geneigt, mit dem Willen des kaiserlichen Hofes, wenn nicht auf seine Anregung, aufgenommen werden. Mit ihm, dem gemeinsamen und staatsrechtlichen Vorgesetzten, kann Herr v. Mikael aus, zwischen diesen beiden Mächtern würde sich die natürliche Arbeitsteilung von selbst ergeben, mag der Titel des Colleague zum von ihm spe. succedendi lauten, wie er will. Was sagt mit Recht, zur Vertretung der Regierungspolitik im Reichstage bedürfte es gar keines Reichskanzlers für Dr. v. Mikael; als präsidierender Minister mit oder ohne Vorrechte könne er dieselben parlamentarischen Dienste im Reichstage leisten, durch die er sich im preussischen Abgeordnetenhaus auszeichnet hat. Aber einen bloßen „Sprechminister“ kann Herr v. Mikael so wenig abgeben, als Herr v. Mikael in ihm einen solchen beizugehen möchte. Die Voraussetzung der Vertretung der Regierungspolitik durch den mit Herrn v. Bötticher nicht vergleichbaren Herrn v. Mikael ist, daß überhaupt ein Minister, der diesen Namen verdient, gemacht wird und daß der parlamentarische Kavalier an dieser Arbeit selbstständig beteiligt ist. Es müßte also eine ministerielle Politik sein. Zum „Blättern“ für Herrn, der nicht die Meinung hat, daß die Vertretung von Handlungen, die ohne sein Bewußtsein geschehen sind, nicht für Herr v. Mikael laun bereit finden. Und hat er es, so läßt er auf, Mikael zu sein, und wird — Deutscher.

Parteilosen wirken müßte, merkwürdiger Weise sieht aber der entscheidende Gegner der Beteiligung in der Öffentlichkeit der Stimmenabgabe kein Hindernis für die Socialdemokraten, während Herr Auer auf dieselbe großes Gewicht legt. Dieser Führer bekämpft wie kein anderer Parteigenosse das selbstständige Eintreten der Socialdemokratie in den Wahlkampf, aber er hat nichts dagegen, nämlich es auszusprechen, wenn die „Genossen“ nach Kräften mitwirken, daß die Justicial-reactionären Mächte aus ihrer demitirten Stellung verdrängt werden, mit anderen Worten, daß die Socialdemokraten Befähigung und Ultramontane wählen. Von einem Vorgehen mit eignen Candidaten will Auer nichts wissen, da er erst an einen Sieg nicht zu denken sei und zweitens der Wahlmodus, namentlich die Öffentlichkeit, von „Rechten der Parteiführer“ nicht zulasse. Die Unterfügung der Freiwahligen wird er gnädig concedieren, und weil sie „der Nutzen die Bedeutung der classenbewußten Arbeiterschaft zum Bewußtsein bringen wird, ohne daß unsere Partei irgendwo in die Stelle des dankbar Empfangenden gedrängt wird.“ Es soll also den Unterfügigen die „Socialisten“ aus dem Spiel geräumt werden. Herr Richter wird damit zufrieden sein; als „Grossprophet“ der jüngeren Partei ist er von dieser schon vor Jahren bezeichnet worden, ohne daß er sich gegen die Standeserhebung zu wehren gemagt hätte. Herr Richter kann auch die von Auer gethene Behauptung erfüllen: Eintreten für das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht für die Landtagswahlen. Dem Votum wird das schwerer fallen, aber schließlich kann es sich im Vertrauen darauf, daß Regierung und Reichstag für dieses Wahlrecht nicht zu haben sind, gleichfalls beugen.

über erklärt, daß diese französischen Behauptungen reine Erfindungen seien, aber das nicht nicht; die Heiler Reile wird die Geschichte vom dem Geheimvertrage noch mehr in Schwung bringen. In das Itzyl der von den Vorkämpfern eingeleiteten griechisch-türkischen Friedensverhandlungen bringt folgende Nachricht einen schiefen Winklang: \* Romantiosopol, 17. Juni. (Nachricht des Wiener Corr.-Burs.) Nach Consulnarrationen und Janina hat eine aus 300 Mann bestehende griechische Bande bei Scutari oberhalb Regoro's die Grenze überschritten und ist von 2 Bataillonen mit einem Verluste von 100 Mann zurückgeschlagen worden. Ein kleines Bataillon wurde zu ihrer Verfolgung abgelaßt. Demnach hat es nicht nur die Türken, sondern auch die Griechen, welche die neutrale Zone respectirt lassen, und bei übereinstimmender, natürlich nur der Vertreibung“ dienenden Vorkämpfern sind sie mit einander handgemein geworden. Man braucht ja nicht zu befürchten, daß nun der Krieg sofort von Neuem ausbrechen werde, aber Uned befähigt dies bemannete Irregularitäten, nämlich, daß es auf beiden Seiten mit den Friedensverhandlungen nicht ernst und ehrlich gemeint ist. Durch den jüngsten Zusammenstoß scheinen denn auch die Vorkämpfer völlig aus dem Concept gebracht zu sein. Die für gestern angelegte Sitzung zum Zwecke der Friedensverhandlungen ist, wie und mitgeteilt wird, auf morgen verschoben worden. Voraussichtlich wird die Unterredung noch länger dauern, und ein etwa folgender Zusammenstoß mit regulären griechischen Truppen könnte das nicht unerwünschte Signal zum Vorrücken der Türken auf Athen abgeben. Dort scheint man übrigens doch allmählich müde zu werden. Wenigstens läßt man den Gesandten einer Art Finanzcontrole nicht mehr für eine Verleibung und völlig unbedeutend. Der „Standard“ Correspondent in Athen hatte eine Unterredung mit dem Minister des Auswärtigen Sculudis. Dieser bemerkte, er würde gerne eine Garantie der Mächte für die Beibehaltung der Kriegsgrenzen annehmen und die Regierung würde dann den Mächten als Gegengarantie die Ausweitung auf verschiedene Staatseinkünfte überlassen. Mit Comités von Donholders würde er weniger gern zu thun haben. Das ist, wenn es wahr ist, doch wenigstens etwas.

Die Frage der Beteiligung an den Landtagswahlen beschäftigt die Socialdemokraten in Fragen außerordentlich lebhaft. Herr Lütgenau, der, wie wir gemeldet, in Bochum ein fait accompli nach der Richtung eines Wahlbündnisses mit Freiwähligen und Ultramontanen schaffen wollte, ist zwar vom „Vorwärts“ bekannt gemacht worden, dieses Blatt hat aber gleichzeitig eine eingehende, an archaischer Gründlichkeit bewundernde Untersuchung eines Parteigenossen veröffentlicht, die zu dem Ergebnis kommt, daß die Beteiligung von Hebel dem Tage darauf hat es einer langen Redeantwortung der Abgeordneten Kuer Raum gegeben, die in einer, allerdings nicht sonderlich warmen, Empfehlung der Vertretung, nicht der Partei als solcher, sondern der einzelnen „Genossen“ gipfelt. Die beiden „Quartale“ stimmen darin überein, daß der complairte, zeitraubende Wählact abschreckend auf die

Die von König Leopold von Belgien geplante Reise zu dem Kaiser Regatten, die ihn mit dem deutschen Kaiser zusammenführen wird, gibt dem „Vorwärts“ erwünschte Gelegenheit, wieder die Geschichte von dem geheimen Vertrage zwischen Deutschland und Belgien aufzuwickeln. In der wiederholten Militärrede des Königs sieht das Blatt nur eine Bestätigung dafür, daß sich Belgien in Deutschlands Arme geworfen hat, obwohl die belgisch-französischen Beziehungen nie ungetrübt waren, als gerade jetzt. Was hat es nun mit jenem samsonischen Wehrvertrage auf sich? Dem „Domb. Corr.“ wird hierzu aus Brüssel geschrieben: Der Ministerialdirektor im belgischen Auswärtigen Amt Danning hatte dem Könige eine vertrauliche Denkschrift über die Ziele der auswärtigen Politik Belgiens überreicht. Hiernach müßte es Belgiens Bestreben sein, die nachfranzösischen früheren Provinzen wieder zu gewinnen. Das sei nur zu erreichen, wenn Belgien sich fest an Deutschland anschließe und bei einem einmaligen neuen deutsch-französischen Kriege sich mit Deutschland verbünde. Der König gab vertraulich diese Schrift dem damaligen Minister D'Ansonen zur Einsicht. Damals spielte der berühmte französische Spion De Montyon als Hausfreund des Ministers des Auswärtigen, des Fürsten von Stomax, in Brüssel eine Rolle. De Montyon saß in den Ministerien, erwarbete die Denkschrift und dem Secretariate des Ministers D'Ansonen und übergab sie der französischen Regierung, die dem De Montyon 10 000 Francs als Entlohnung gab. De Montyon war auch der Vertraute der Frau Adam, und seitdem gibt es in Frankreich nicht abgemacht, daß der König mit Deutschland geheime Abmachungen getroffen hat. Der König selbst hat vor einiger Zeit belgischen Deputirten gegen-

And Pretoria erkalten die „Welt. R. N.“ folgendes Kabeltelegramm vom 17. Juni über den Abschluß des (von kurz erwähnten) Schug- und Trugbündnisses zwischen Transvaal und dem Vranje-Reichthum: Der zweite Vertrag zwischen dem Orange-Freistaat und Transvaal, der heute vom Vorkraab des Orange-Freistaats ratificirt worden ist, beginnt in der Uebersetzung mit der Erklärung, daß beide Staaten einen Bund („Federal union“) abzuschließen wünschen, aber da zu der Verwirklichung eines solchen einige Jahre nötig sind, sich imzwischen über folgende Grundzüge geeinigt haben: 1) Es soll zwischen beiden Staaten ewiger Frieden und ewige Freundschaft bestehen; 2) beide Staaten verpflichten sich gegenseitig mit allen ihren Kräften und Mitteln beizutreten, wenn die Unabhängigkeit des einen oder anderen Staates bedroht ist, es sei denn, es liegt sich beweisen, daß der bedrohte Staat im Unrecht ist; 3) beide Staaten kommen überein, sich gegenseitig über alle Angelegenheiten zu unterstützen, welche ihren Frieden und ihre Unabhängigkeit be-

Wahrheit mitzuthun. Er hatte ein Recht darauf, die Vorkämpfer seines verstorbenen Vaters ohne einen Augenblick Zögern zu erhalten, und dennoch zitterte sie bei dem Gedanken, was folgen konnte. Ihr schönes Gesicht war bleich vor Schmerz und ihr schönes strahlendes Augen von trübem Gedanken umschleiert. Wärbel war tief bekümmert über das Ergebnis ihrer Entscheidung und versuchte Mittel anständig zu machen, die Lage zu verbessern. „Wenn Sie es mir gestatten wollen“, sagte sie endlich, „würde ich mit dem Brief zu dem Herrn Baron gehen und ihm erklären.“ „Sie?“ rief Wärbel kaum merklich zornig. „Glauben Sie, ich zögerte nicht, Wärbel? An ihn denke ich und an das, was er leiden wird. Was ich darunter leide, darauf kommt es nicht an. Es ist meine Pflicht, ihm den Brief einzuhändigen, und ich muß sie thun. Ein ich seine Frau nur, wenn wir Sonnenschein haben und wir glücklich sind?“ Wärbel, das sollten Sie doch besser wissen!“ „Ich wollte Sie nur schauen, gnädige Frau“, sagte Wärbel demüthig. Wärbel blinnte schnell auf und umfaßte die Hand der alten Frau mit der ihren. „Ich weiß es“, erwiderte sie sanft und mit glühendem Lächeln, „aber Sie müssen immer zuerst an ihn denken, wenn Sie mich lieben.“ Wärbel hing den Kopf an die Rückwand eines großen Schranke, der in ihrem Zimmer stand, schüttelte das farbige Tuch zusammen, in das sie den Kopf eingewickelt hatte, und steckte es in ihre Tasche. „Es gehört dem Vater“, sagte sie zu Wärbel, die ihr zusah. Das Verschwinden des Kindes erinnerte Wärbel an ihre Pflicht, rasch zu handeln. Schmerzlichen Perges erlosb sie sich. Im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, kam ihr noch ein Gedanke in den Sinn und sie blieb wieder stehen. „Wärbel“, sagte sie, „wenn Sie mich erklären, daß dieser Brief gefunden wurde, aber wenigstens dürfen Sie nie gegen irgend Jemanden ein Wort davon verlauten lassen, und auch Wärbel müssen Sie strengstens Schweigen auferlegen. Wenn Sie in ihrem Leben Nummer genug gehabt, und jetzt, wo sie so glücklich ist, wollen wir ihr nicht neuen geben.“ „Gut, gnädige Frau“, antwortete Wärbel, „ich werde zu keiner Menschenrede darüber sprechen, und ihr Wärbel Rede ich nie für mich selbst.“ Wärbel steckte den Brief ein und ging, ihren Gatten aufzusuchen.

Feuilleton.

Zwei Frauen.

Simon von J. Marion-Grandjean.

31] Sie sind nicht dumm, Wärbel, gar nicht dumm. Aber Sie meinen doch, der Red würde Ihnen Wärbel bringen. Ich meine nicht, daß Sie sich nun so schnell von ihm trennen mögen.“ „Ist es nicht ein Wärbel, daß ich mehr dafür bekomme, als er mich kostet? Freilich — das rechte Wärbel wäre ein hübsches Mädchen, darin zu wohnen, und eine gute Frau, mir die Kartoffeln zu kochen.“ „Sie müssen sich erst das Hand und dann die Frau“, bemerkte Wärbel. „Wann recht, denn habe ich erst das Häuschen, dann bekomme ich auch schnell genug eine gute Frau. Ich bin kein junger Bursche mehr und habe mich in der Welt umgesehen. Wenn Sie daran denken, sich zu verheirathen, Frau Wärbel, würden Sie einen Mann mit ober ohne Haus wählen?“ „Wärbel, Wärbel, eine alte Frau wie ich denkt nicht an Heirath.“ „Nun“, murmelte Wärbel. Dann sagte er ein „Gruß Gott, Frau Wärbel!“ wendete sich schnell ab und ließ sie allein zurück. Wärbel dachte ihm nach und in ihren scharfen Augen zeigte sich ein Ausdruck ungenossener Bitterkeit. Er war in jüngeren Jahren ein sehr wilder Bursche, ein woghafter Wildschütz und in jedem Streit der Erde und Legte, der Schreden des Richters und seiner Leute und der Gegenstand des bittersten Hasses für den alten Greisenstein, aber auch der Verwunderung für alle Dorfweiber jener Weilen in der Runde gewesen. Immer war es ihm gelungen, unangefochten aus seinen Abenteueren hervorzugehen, und niemals hatte man ihm eine Verletzung der Jagdregeln nachgewiesen vermocht. Endlich traf der Oberförster, der dem Wärbel seiner Räderei und Geschicklichkeit wegen sehr genossen war, ein Ueberdauern mit ihm und übertrug ihm ein kleines Amt, das ihm eine ständige Beschäftigung im Walde anwies. Von dieser Stunde an verzichtete er für immer auf Wildbeerei, um so seine Erkenntlichkeit für die ihm erwiesene Güte zu bezeugen. Wärbel konnte nicht umhin, dem treuen Menschen für seine vielfach erprobte Freundschaft gut zu sein.

Lie Umstände zeigten Wärbel deutlich den Weg, den sie einzuschlagen hatte, um sich ihrer Aufgabe zu entziehen. Im Besitz von Wärbel's Rod, kurzte sie nicht länger zögern. Sie bewachte, Wärbel so bald wie möglich aufzustehen und das Kleidungsstück wie den Brief ungeschädigt ihren Händen zu übergeben. Mit dem Wärbel unter dem Arm hing sie die Tasche hinan. Uebriqns Wärbel nicht ganz so früh aufgefunden war, als Wärbel, war sie um diese Zeit schon angeheilt und zu dem Morgenpaziergang bereit, den Brief im Sommer so sehr liebt. Wärbel beglückte Wärbel in einem der Gänge der Schloßes. Arm in Arm, glücklich lachend und plaudernd, eilten sie vorwärts. Wärbel wollte sie an sich vorbeigehen lassen, da Wärbel nicht allein war, aber die junge Frau hielt sie auf. „Was haben Sie da, Wärbel?“ fragte sie, auf das Wärbel blickend. „Etwas von großer Wichtigkeit“, antwortete Wärbel, „und wenn Sie einige Minuten für mich übrig hätten.“ „Ist es wirklich so wichtig?“ erkundigte sich Wärbel, auf den Arm ihres Mannes gestützt. „Sehr, und wenn Sie mir einige Zeit —“ Wärbel warf Brief einen bittenden Blick zu. „Gut, Frau Wärbel“, sagte Greif. „Ich habe noch Manderlei zu thun, Wärbel. Kennte Sie imzwischen Dein Geschäft mit dem Thurm ab. Dort wartet Jemand auf mich.“ Wärbel nickte und ließ Wärbel allein zurück. „Was ist das?“ fragte Wärbel, die keine Zeit verlieren wollte, Brief zu folgen. „Es ist eine sehr ernste Sache und betrifft den Herrn Baron“, antwortete Wärbel. Vielleicht wäre es besser, gnädige Frau, wenn Sie mich auf mein Zimmer begleiteten.“ Wärbel folgte ihr, neugierig, was vorfallen sollte, in ihrem Zimmer angelangt, verriegelte Wärbel die Thür. Es war ein gewöhnliches kleines Stübchen einfach, aber bequäm eingerichtet. Wärbel setzte sich und sah Wärbel etwas ängstlich ins Gesicht. „Es ist nichts Schlimmes“, sagte Wärbel, „aber es wird dem Herrn Baron Schmerz verursachen, und deshalb möchte ich mich zuerst an Sie. Ich habe hier einen Brief, den der alte Herr v. Greisenstein in der Nacht seines Todes schrieb. Niemand kann ihm diesen Brief übergeben als Sie, gnädige Frau.“

Dieses wurde zusammen. Alles, was an die furchtbare Tragödie erinnerte, war nachlässiger Weise schmerzlich und furchtbar für den Frieden und die Ruhe ihres Gatten. „Einen Brief?“ wiederholte sie leise. „Wo fanden Sie ihn? Seit Monaten wurde unermüdlich danach gesucht. Wärbel Sie ganz bestimmt, daß der Brief von dem alten Herrn kommt?“ „Denn einen ganz merkwürdigen Zufall wäre er wohl auch jetzt nicht zum Vorschein gekommen“, antwortete Wärbel, das Wärbel andauernd betrachtend. „Das“, sagte sie hinzu, den Sammetrock ausbreitend, „das ist der Rod, den der alte Herr Baron trug, als er sich erlöste.“ Wärbel betrachtete schweigend das Kleidungsstück und schauderte bei der Erinnerung an das, was es ihr im Verdacht im Hinblick, obgleich sie keineswegs davon überzeugt war, daß Wärbel sie nicht täuschte. „Woher wissen Sie, daß es jener Rod ist, Wärbel?“ fragte sie endlich. „Er wurde in der furchtbaren Nacht von einem der Diener aus der Stadt, die immer in Greisenstein waren, gestohlen. Ihre Frau Wärbel merkte es nicht; der Diener trug den Rod zu einem Schneider, der ihn ein ganzes Jahr verwickelt hielt und ihn erst vor Kurzem zum Verkauf ausbot. Vor einigen Tagen kaufte ihn Wärbel, um ihn bei der Laufe zu tragen.“ „Aber wozu konnte Wärbel diesen Rod?“ „Er errieth es aus diesen Zeichen.“ Wärbel zeigte Wärbel den Vordrucken und deutete mit dem Finger auf jeden der Fäden. „Das sieht aus wie Wärbel“, sagte Wärbel. „Es ist das Blut des alten Herrn Baron von Greisenstein“, antwortete Wärbel feierlich, „die Regel ging gerade durch das rechte Ohr, wie ich mehr als einmal von der Frau Wärbel gehört habe.“ „Wo ist der Brief?“ fragte Wärbel mit angstvoller Stimme. Wärbel schlug den Deckel ihres Goldschreines zurück und holte den Brief hervor, den sie in Wärbel's Hände legte. Wärbel wandte ihn hin und her und sah von dem Brief auf den Rod und von dem Rod wieder auf den Briefumschlag, dessen Kerfse sie immer wieder las. Wärbel sah ganz still und überlegte, was sie thun konnte. Die Page war um so peinlicher, je einfacher sie war, denn ihre Pflicht schrieb ihr jenseitlich vor, zu Greif zu gehen, ihm den Brief zu geben und ihm ohne Aufschub die ganze